Blick auf Dresden und die Elbe von der Brühl'schen Terrasse.

Dresdener Eindrücke.

Von Loocadie Cebrian.

Im „Großen Garten" blüht jetzt die Aster. Gelbe Ränder an den Blättern, und an den Bäumen Früchte. Am Eingang zur Hauptallee grüßen feierlich zwei große, alte Marmorvasen. Sie liegt still da. Die Gipfel ihrer riesenhaften Bäume rauschen geheimnisvoll — als wollten sie uns erzählen alles, was an ihnen vorbeigezogen ist: die Stürme des Siebenjährigen Krieges, der Glanz Augusts des Starken und der Untergang des Jahres 1919. Geradschnurig läuft der wohlgepflegte alte Weg, vorbei an Baumgruppen und Hecken, an Nymphen raubenden Zentauren zum schönsten aller Landhäuser eines kunstsinnigen Kurfürsten. Davor ein Rasenplatz, an welchem sonst die gärtnerische Phantasie Triumphe feierte, und in seiner Mitte das Kunstwerk von Ballestra „Die Zeit entführt die Schönheit".

Die Schönheit sträubt sich. Ruhig und kaltblütig ergreift sie die Zeit, fest hält sie sie in ihren Armen und trägt sie leise und gleichmäßig auf ihren Schwingen fort. Der kleine Amor weint ihr bittere Tränen nach. Er sitzt auf der Erde, und mit dicken Fäustchen, ganz wie kleine Kinder, die unter Tränen lachen, hofft er auf das Wiederfinden des Verlorenen, auf die Wonne des neuen Lebens.

Wohin ist die Schönheit Dresdens jetzt entführt worden? Wohin die Atmosphäre, zu der nur die feinen verblichenen Farben der Pastellmalerei, die Feinheit eines Watteau, die Liebenswürdigkeit eines Greuze und das Sonnige eines Claude Lorrain passen? Die poetische Kunst des Rokoko, welche in Dresden so viele Spuren hinterlassen hat, dieses Gemisch von Barock und Renaissance verlangt ein anderes Leben als dasjenige, welches jetzt durch die Straßen von „Elbflorenz" flutet. Wenn wir am Schloßplatz stehen und all die schönen Durch- und Ueberblicke vor uns betrachten, so denken wir unwillkürlich an die kokette, galante Atmosphäre eines vornehmen Fürstenhofes, an die bepuderten Löckchen und die Taftblättchen, an die Chaisen und den ganzen duftenden Schimmer eines Hoflebens. An Männer mit goldgestickten Kragen, an Träger all der großen und kleinen Gedanken, die, zu einem Ganzen zusammengeschlossen, das Ganze erstehen ließen. Wir denken an das alles, doch sehen jetzt nur den Glanz ohne Seele, den Schimmer ohne Licht. Wir sind geblendet durch das krasse Rot, welches in einer Weltgroßstadt mit geräuschvollem, hastendem Treiben weniger ins Auge fällt als in dieser feinen, kunstsinnigen Residenz, welche uns stets als ein erhabener Tempel der Kunst und Harmonie vorgeschwebt hat.

Wohin ich mich wende, was ich unternehme, statt der Auserlesenheit der Eindrücke, der glatten Formen von ehedem, der Idealität des täglichen Daseins, überall der urweltliche, elementare Kampf der Zeit, der jetzigen Zeit. Ich sehe nur überall das arme kranke deutsche Volk vergewaltigt und verbittert, sich künstlich in eine Wut gegen seine große Vergangenheit, gegen die Geschlechter, die so viele herrliche Gestalten ihrer Heimat schenkten und mit heiligem Ernst die Entwicklung ihres Staates förderten, hineinlebend. Die Agenten des Verderbens rauben dem deutschen Volke das einzige Mittel des Aufstieges, das Selbstvertrauen, und sind eifrig bemüht, dem deutschen Heldentum und der deutschen Geschichte schon jetzt ein Grabmal zu setzen. Sie wollen uns überzeugen, daß die stolzen Jahre des Abwehrkampfes gegen Weiß und Farbig, daß die nie welkenden Lorbeeren, welche gerade dieser Krieg um die ruhmreichen Fahnen unserer Regimenter gewunden hat, ein Verbrechen waren.

Dieser leidenschaftliche Kampf tritt auch in Kleinigkeiten des täglichen Lebens, in allen Beziehungen der Menschen zueinander, auf. In der Bahn, im Hotel, im Theater, am gemeinsamen Mittagstisch der Pensionsgäste, überall entfernen wir uns von den Anschauungen der goldenen Vergangenheit. Die ausgelassene Freiheit wirkt unnatürlich wie eine Ausartung, hier, wo die unvergleichliche Schönheit mancher Kunstwerke, der intime, liebliche Reiz der Umgegend manchen traurigen Gedanken, manche Erschlaffung des Geistes wie des Körpers bannen sollte!

Soll ich noch erzählen, daß es überall überfüllt, aber trotzdem still, daß die gedrückte Stimmung in jedem Antlitz ausgeprägt ist, und die Fragen des täglichen Brotes noch immer das allgemeine Gesprächsthema bilden — daß die Dresdener Heide wieder blüht, übergossen vom Hauch einer anmutigen, mannigfachen Schönheit? Violett schimmernd, mit dem Rotbraun der Büsche durchsetzt, erinnert sie uns an eine mächtige, seelenerschütternde Elegie. Die stillen Wanderer pflücken das so geheimnisvoll-traurig blühende Heidekraut und winden Kränze für unsere Heldengräber.

Das deutsche Gemüt geht durch die Oede seines Daseins. Seine geistige Reife geht ihm aber wie ein leuchtender Stern voraus und leitet es zu einem neuen Frühling eines neuen, kräftigen Lebens.

Das enttäuschte Frankreich.

(Leipziger Nachrichten.)

Die Erregung Frankreichs wächst in dem Maße, als man erkennt, daß die Rechnung nicht stimmt, nach der Deutschland alles bezahlen soll. Wo sind die stolzen Gesten der Ruhe, die ein Sieger in der natürlichen Auswirkung seiner Kräfte findet? Frankreich hat aber auch nicht etwa aus eigener Kraft gesiegt, es ist durch seine Verbündeten, durch England und Amerika aus großer Gefahr errettet worden. Und nun gilt es, für die Rettung die Erretter bezahlt zu machen. Der Feind, dessen man selbst sich nicht zu erwehren vermochte, ist eine Quelle nervöser Furcht geworden. Man hat Deutschland nicht zertrümmert, auseinandergerissen in Fetzen. Wie, wenn Deutschland, dieses immer noch gefürchtete Deutschland, sich künftig an Rußland anlehnt und sich mit Oesterreich verbündet? Das fürchtet man in Frankreich. Und die Nervosität der Regierung zeigt sich darin, daß sie bei dem Konflikt wegen der deutschen Verfassung schon wieder marschieren lassen wollte gegen ein Land ohne Soldaten, ohne Geld und ohne Einheitlichkeit. Es herrscht in Frankreich der beklemmende Gedanke der Angst, daß man Deutschland doch noch nicht genug zertrümmert hat mit Hilfe der anderen. Ja, diese anderen!

Frankreich, das alle Qualen dieses Krieges fünf Jahre lang hat erdulden müssen, darf zusehen, wie England sich mühelos die Welt zu seinen Füßen legt, wie die Vereinigten Staaten überall in den Vordergrund drängen. Frankreich muß ertragen, wie man es mit einer freundlichen Handbewegung auf — Europa beschränkt. Was aber ist Europa einer europäischen Macht im 20. Jahrhundert anders als ein Stützpunkt, der große Sammelboden der Finanz, die Zentrale der äußeren Leitung? Gewiß, Frankreich hat seine Kolonien. Zweifellos, heute hat Frankreich seine Kolonien noch, ob aber in zehn Jahren auch noch? Als Deutschland noch seine Kolonien in Afrika besaß, ist es in Afrika der natürliche Freund Frankreichs gewesen. Die deutsch-französische Kolonialpolitik hat sich ja auch 40 Jahre lang praktisch ganz in diesen Bahnen bewegt, trotz aller Nachegedanken Frankreichs. Abgesehen von dieser politisch wichtigen Stütze gegen Englands Uebermacht garantierte das Vorhandensein des Keilblocks der deutschen Schutzgebiete im englischen Kolonialbesitz in Afrika allein schon eine Schwächung der Stellung Englands, mit dem Vertrag von Versailles ist die Verbindung von Südafrika nach dem Mittelmeere hergestellt. England braucht nur marschieren zu lassen. Wer hilft Frankreich künftig in Afrika? Deutschland? Militärisch ist das unmöglich, aber auch nur moralisch? Als Dank dafür, daß man Deutschland seine Kolonien genommen hat, daß man die Früchte deutscher Arbeit ihm raubt? Und Italien? Italien ist mit seinen langen Küsten England einfach ausgeliefert und wird sich in dieser Beziehung nie rühren dürfen. Die Aufregung Frankreichs um Syrien berührt allmählich seltsam. Hat Frankreich denn je ernsthaft daran gedacht, daß England ihm Mittelsyrien oder gar Südsyrien wirklich überläßt? Dann hätte man ja Frankreich eine Flankenstellung eingeräumt, aus der heraus es den Weg nach Indien bedrohen kann! Und was hätte England im Laufe der vergangenen Jahrhunderte etwa anderes zum Ziele seiner Politik Frankreichs gegenüber gehabt, als jenes: Frankreich seines Kolonialbesitzes zu berauben? Der Siebenjährige Krieg hatte Frankreich seinen indischen Kolonialbesitz gekostet, hat es aus Nordafrika verdrängt. Dafür setzte sich England in den afrikanischen Besitzungen Frankreichs fest. In dem Napoleonischen Kriege vernichtete England die Flotte Frankreichs, die ihm ein neues Kolonialreich hätte gewinnen können. Den Weltkrieg nützt England dazu, die ihm unangenehme Stellung Frankreichs in Afrika in ihren Grundfesten zu erschüttern. Frankreich ist in Afrika isoliert und flankiert worden! Frankreich hat es seit 1871 schmerzlich empfunden, daß es in der Weltwirtschaft eine Amerika, England und Deutschland gegenüber bescheidene Stellung einnehme. Dieser Mangel sollte nun korrigiert werden. Und das Ergebnis? Frankreich ist wirtschaftlich schwer getroffen, finanziell äußerst bedrängt und ist weiter auf die Unterstützung seiner Retter angewiesen, es kann nicht wirtschaftlich zur Vormachtstellung gelangen. Man hat Handelsergebnisse, die einen Rückgang der Ausfuhr bei einer weiteren Steigerung der Einfuhr um 30 bis 40 v. H. noch über die Kriegseinfuhr hinaus bringen. Das französische Fabrikat, hunderlfach belastet, kann mit dem britischen und dem amerikanischen nicht konkurrieren. Die Herstellung der Exportware wird durch die andauernden Transportschwierigkeiten, die Kohlennot, den langsamen Wiederaufbau der nordfranzösischen Industrie und die Arbeiterunruhen entscheidend beeinflußt. England zieht seine Kohlenlieferungen zurück, Amerika gibt bekannt, daß die Vereinigten Staaten nicht in der Lage sind, mehr als eine Million Tonnen Kohlen im Monat auszuführen. Trotz aller Mühen sind von den 64 Hochöfen in dem lothringischen Gebiete erst 28 in Betrieb gekommen, infolge der Transportschwierigkeiten kann täglich nur die Hälfte der Produktion verladen werden, für den Ueberseetransport fehlt es an Schiffen. So muß man wieder bei Amerika betteln gehen. Amerika gibt mit der einen Hand und nimmt mit der andern den Franzosen die Absatzgebiete fort, die es im Ausland besessen hat oder sich sichern wollte. Es genügen einige Stichproben, die Lage Frankreichs zu kennzeichnen. Frankreich liefert Halbfabrikate der Stahlproduktion für 80 und 125 Francs für je 100 Kilogramm, Großbritannien bietet das Fertigfabrikat für 70 und 80 Francs von englischen Häfen an. England hatte Ende Juni 782, Amerika 904, Frankreich 38 Schiffe auf den Werften liegen. Nur Portugal hatte weniger Schiffe in Arbeit als Frankreich! Man steckt heute in den gleichen Nöten wie vor zehn Monaten, und die Retter Frankreichs verteilen derweil eifrigst die Welt. In Ostasien schickt sich sogar Japan eifrigst an, die Stellung Frankreichs unhaltbar zu machen und in Frankreich hatte man doch schon davon geträumt der Erbe der deutschen Arbeit in China zu werden!

Und zu all diesen niederdrückenden Tatsachen gesellt sich noch die nichts weniger als sichere Stimmung im eigenen Lande. Die Arbeiter fordern den goldenen Lohn des Sieges, den man nicht zu verteilen hat. Sie wollen die Gewinne des groß gewordenen Frankreichs einheimsen, die nicht da sind. Es gelingt ja nicht einmal, die Preise für die Lebensmittel herabzudrücken. Die eingeführten Richtpreise, nach denen man sich grundsätzlich nicht richtet, sind noch recht hoch. Man zahlte Ende Juli nach den Richtpreisen für ein Ei 1.50 Fr., für ein Pfund Schweinefleisch 5.75 Fr., für ein Kilogramm Kaffee 28 Fr., Butter für den Richtpreis von 5—6.80 Francs das Kilogramm nicht zu haben. So steht denn das müde, zermürbte und bitter enttäuschte Frankreich mit sehr vielem Grund da. Kluge Franzosen haben auch nach 1870 noch laut und warnend dem Volke und ihrer Regierung zugerufen: „Der natürliche Feind Frankreichs war und bleibt in alle Ewigkeit Großbritannien!" Aber man mußte in Frankreich die blutige Sensation seiner Rache haben und es gab eine starke und für ihre Pläne nimmermüde Plutokratie, welche das Kali im Elsaß und die Gewinne der Minette-Erze in Lothringen in ihre Taschen gebracht wissen wollte.

Zur nordschleswigschen Frage.

Von T. O. Achelis.

(Weser Zeitung.)

Das alte Wort des Philosophen von Ephesus, daß alles sich im Flusse befindet, bestätigt die nordschleswigsche Frage wieder einmal. Man kann sagen, daß täglich sich die Lage verschiebt. Der Boden ist heiß hier oben, und täglich kommt Geschütz und Munition aller Kaliber zum bevorstehenden großen Wahlkampf. Vor 1½ Monaten schrieb ich hier: „Was wir jetzt die nordschleswigsche Frage nennen, wird bald keine Frage mehr, sondern eine Tatsache sein, daß nämlich Nordschleswig an Dänemark fällt." Damals zweifelte wohl niemand, der die Verhältnisse der Nordmark kennt, an der Wahrheit dieses Satzes. Heute sieht es ganz wesentlich anders aus.

Wie wird die Abstimmung ausfallen? Das Gesamtbild hat sich ganz wesentlich verschoben. Der Grund liegt in der Valutafrage. Dänemark ist nicht imstande, bei dem Uebergange von deutscher zu dänischer Münze eine den Wünschen der Bevölkerung auch nur einigermaßen befriedigende Lösung der Valutafrage zu geben. Der augenblickliche Tiefstand des Mark-Kurses — er bewegt sich seit langer Zeit um 20 herum, augenblicklich ist er sogar nur 19.25 — sowie die Zukunftsaussichten auf dem internationalen Geldmarkt lassen die vorgeschlagene Regelung der Valutafrage im Grenzgebiet in einem Lichte erscheinen, das zu den schwersten Bedenken und Sorgen Anlaß gibt. Die dänische Regierung will das Land nicht zum Pari-, sondern zum Tageskurs der Kopenhagener Börse übernehmen. Das besagt, daß ich für 100,000 Mark 20,000 Kronen bekommen werde, wer also von den Zinsen seines Kapitals zu leben gezwungen ist, und bisher jährlich 3000 Mk. zu verzehren hatte, kann nun für 600 Kronen — verhungern! Allerdings ist beabsichtigt, für die kleinen Vermögen einen etwas besseren Satz zuzulassen, aber da die Festsetzung in jedem einzelnen Falle einer späteren Regelung der dänischen Behörden überlassen bleibt, bleiben die Aussichten düster genug. Tatsächlich ist die Kaufkraft der deutschen Mark auf dem deutschen Markt bedeutend höher, als es in dem Tageskurs der Kopenhagener Börse zum Ausdruck kommt, so daß es von der Bevölkerung mit vollem Recht als eine Ungerechtigkeit bezeichnet wird, daß der Tageskurs zu Grunde gelegt werden soll. Eine zweite Ungerechtigkeit liegt darin, daß die geplante Umrechnung von der Mark zur Krone zum Tageskurs nicht die, deren Vermögen in reellen Werten (Grundbesitz, Häuser), sondern nur die, deren Vermögen in Kapitalforderungen und Geld verankert ist, trifft, und ihnen wird ihr Vermögen auf ein Fünftel reduziert. Das ist niemandem angenehm, bei kleinen Vermögen bedeutet aber eine solche Division geradezu den wirtschaftlichen Ruin, große Teile der Bevölkerung sind bei diesem Verfahren einfach außerstande, ihre wirtschaftliche Selbständigkeit zu behaupten, sie fallen der staatlichen Fürsorge anheim. Kann man erwarten, daß [illegible] stimmen sollen?

Sparer für Dänemark stimmen? Wenn sie die Frage mit der Vernunft und nicht mit dem Herzen beantragen, gewiß nicht. Und nun weiter! Auch die Erwerbstreibenden, namentlich der Handelsstand, wird durch diese Regelung der Valutafrage ruiniert, er kann es nicht mit der von Norden kommenden kapitalkräftigen Konkurrenz aufnehmen, die nur darauf wartet, um Nordschleswig als neues Arbeitsgebiet überzuschlucken. Sollte der Kaufmann, der dieses alles kommen sieht, der schon jetzt die neuen Läden, die in den Städten Nordschleswigs hergerichtet werden, mit Grauen und Sorgen erblickt, für Dänemark stimmen?

Und doch — wird auch hier das Herz über den Kopf siegen? Man muß es abwarten. Kommt der Tag der Abstimmung auch nicht so schnell, wie die Dänen glaubten, — kommen wird er. Ich persönlich bin nicht zu dem Glauben geneigt, daß die tiefe Mutlosigkeit, die sich der Deutschen bemächtigt hat in der ersten Zone, seitdem der deutsche Ausschuß für das Herzogtum Schleswig die Parole des Wahlstreiks ausgegeben hat, sich beheben läßt. Inzwischen ist jene Parole aufgehoben, jetzt stimmen die Deutschen für die Erhaltung ihrer Heimat bei Deutschland, und — wenn auch die Stimmabgabe der Deutschen nicht den erwünschten Erfolg haben sollte, so bleibt sie doch wertvoll genug als eine Manifestation der Minorität, deren Vorhandensein man im „Königreich" so leicht übersieht.

Anders, ganz anders liegen die Verhältnisse in der zweiten Zone. Hier wird gemeinsam abgestimmt und ein heftiger Kampf ist schon im Gange. Flensburg ist — ich habe es in dem ersten Artikel schon betont — eine ganz überwiegend deutsche Stadt. Zu fürchten bleibt aber, daß nämlich die Ententekommission, die die Grenze festsetzt und hierbei nicht an das Ergebnis der Abstimmung gebunden ist, Flensburg trotz deutscher Majorität an Dänemark gibt. Es gibt Dänen, die darin ein nationales Unglück für Dänemark erblicken — und sie werden recht behalten, doch sie sind leider in letzter Zeit sehr stille geworden. Dagegen berufen sich um so lauter die dänischen Kreise südlich und nördlich der Königsau auf das historische Recht. Daß Flensburg eine alte dänische Stadt (gammel dansk By) sei, ist ihre immer wiederholte Behauptung. Und allerdings war 1867 in Flensburg bei der Wahl zum Reichstag des Norddeutschen Bundes eine absolute dänische Majorität vorhanden, und wäre damals der Artikel 5 des Prager Friedens, daß die nordschleswigsche Bevölkerung durch freie Abstimmung ihre Willensmeinung kundgeben solle, zur Ausführung gekommen, so wäre Flensburg an Dänemark gefallen. Aber die nordschleswigsche Frage soll ja nach dem Selbstbestimmungsrecht der jetztlebenden Bevölkerung, nicht nach historischen Gesichtspunkten geregelt werden. Sonst möchte ich an die freilich lange vergessene Tatsache erinnern, daß vor 80 Jahren nach der Angabe eines dänischen Advokaten sich in Flensburg niemand fand, der die Korrektur einer dänischen Schrift übernehmen konnte. Nennt man so etwas „gammel dansk By"?

Es gibt auch Dänen, die mit historischen Gründen wieder von der dritten Zone, auf die die dänische Regierung ausdrücklich verzichtet hat, zu sprechen anfangen — und zwar recht laut. Mit historischen Gründen läßt sich dies verteidigen, da könnte man ja auch Altona fordern, oder Kiel, wo in feierlicher Rede einst ein deutscher Professor sagte: „Auch wir sind Dänen." Und dann könnte man in Glückstadt wieder den dänischen Unterricht einführen, der dort so gut bestand wie in Schleswig oder Flensburg.

Dabei übersieht man aber: Bevor die deutsch-dänischen Gegensätze zum Austrag kommen, bevor ein Pommer und ein dänischgeborener Schleswiger, Dahlmann und Falck, die deutsche, bevor ein deutschgeborener Schleswiger und ein Kopenhagener, C. Paulsen und C. Flor, die dänische Propaganda schufen, vereinigte der Gesamtstaat Dänemark-Schleswig-Holstein, das Land vom Sunde bis zur Elbe, die Gegensätze deutsch und dänisch in sich; der Staat war stark genug, diese Gegensätze in sich zu tragen und auszugleichen und immer wieder ihrer Herr zu werden, wie es die Schweiz noch heute tut. Freilich ist ein solcher Staat nur möglich bei einer großen inneren Selbständigkeit der in dem Staate enthaltenen Volksteile. Hätte Dänemark es verstanden, das innere Gleichgewicht zu erhalten, beide Nationen als voll gleichberechtigt nebeneinander zu lassen, wie es der deutsche Minister Andreas Petrus Bernstorff verstanden hat, so hätte vielleicht auch hier der Magnet des deutschen Reiches nicht die peripherischen Stücke an sich gerissen, so wenig er es mit den deutschen Bestandteilen der Schweiz tut. Aber die nationale Idee siegte in Dänemark und sie führte gegen den Willen der dänischen Regierung zur Katastrophe von 1864. Seitdem ist Dänemark ein nationaler Staat, und als solcher kann er in sich nicht deutsche Majoritäten beherbergen.

Schon jetzt, obwohl weder Abstimmung noch Grenzfestsetzung stattgefunden haben, spricht man von einer Irredenta. Es liegt, wie mir scheint, im dringendsten Interesse beider Völker, eine solche nicht zu schaffen. Dazu ist zweierlei unbedingt erforderlich: 1. Keine größeren Bezirke mit deutscher Majorität dürfen an die Krone Dänemark fallen. 2. Die deutsche Bevölkerung muß von dem erwerbenden Staate alle Konzessionen in bezug auf Kirche, Schule, Presse usw. erhalten, die mit dem Bestande des Staates vereinbar sind.

Nur wenn diese Bedingungen voll und ganz erfüllt werden, darf man auf eine endgültige Lösung der nordschleswigschen Frage hoffen. Nur dann wird man in Nordschleswig ein Denkmal einst errichten können, wie es in Lund (Südschweden) zur Erinnerung an die Schlacht 1676 zwischen Dänen und Schweden steht mit der Inschrift: „Hier kämpften einst zwei Völker desselben Stammes; Nachkommen, versöhnt, errichteten dies Denkmal. Hier liegen kühne Männer, deren Knochen und Blut untereinander gemischt sind, so daß keiner anders sagen kann, als daß sie von einem Geschlecht sind; sie waren alle eines Glaubens, doch konnten sie in Frieden nicht nebeneinander wohnen."

Filtrierte Urteile.

Von Alexander Moszkowski.

„Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent!" Ich bin natürlich weit entfernt davon, diese wütende Aufforderung Goethes als irgend berechtigt anzuerkennen: zumal sich die Rezensenten in den letzten Jahrzehnten gegen die Kläffer von Anno Olim erheblich gebessert haben. Sollten sie sich aber gar noch entschließen, einigen erbsündlichen, festgewurzelten Phrasen zu entsagen, so wäre ich gern bereit, jenes Pereat Goethescher Prägung in ein Vivat zu verwandeln.

Aber diese klischierten Phrasen wuchern noch in immer mannigfachen Varianten, sie huschen gespenstig durch die Rezensionen und sind durch ihre oftmalige Wiederholung nicht leidlicher geworden. Am deutlichsten erkennt man ihre Natur, wenn man sie filtriert, will sagen, die in ihnen verkapselten Urteile analytisch ausfolgert. Die Methode ist ganz einfach: man überträgt die kritische Urteilssubstanz auf ein anderes Fach und sieht zu, was dabei herauskommt, und ob die filtrierte Phrase, auf ihren Erkenntnisgrund geprüft, überhaupt einen Sinn hatte.

Hier einige Proben:

Hundertmal haben wir gelesen, zumal in gedrahteten Kritiken, daß das neue Drama einen vollen Erfolg davontrug „Dank der vortrefflichen Regie", — „Dank der ausgezeichneten Darstellung" — ja nicht selten erfahren wir, daß der Erfolg der Uraufführung „Dank kräftiger Striche" erzielt wurde; das heißt also, daß die Wirkung nicht in dem Werke beschlossen lag, sondern in einem Begleitumstand, in einem Nebenbei, wohl gar in einem Negativum, denn der „kräftigste Strich" kann keine Wirkung schaffen, die nicht schon im angestrichenem Werk restlos vorhanden war.

Auf dem Wege der Filtration erhalten wir aus der kritischen Phrase etwa folgende Niederschläge:

Im Sternbild der Leyer wird ein neues Gestirn entdeckt, dessen Glanz und Helligkeit wir der Güte des Fernrohrs zuzuschreiben haben; der Stern leuchtet „Dank der vortrefflichen Konstruktion des Teleskopes".

Ein Quartett von Beethoven wird aufgeführt. Der Rezensent stellt tiefergriffen fest, er habe eine außerordentliche Wirkung verspürt, Dank der Akustik des Konzertsaals und der besonderen Lage seines vorzüglichen Logenplatzes.

Als die schöne Phryne schwer verklagt abgeurteilt werden sollte, gebrauchte ihr Anwalt Hyperides den Kunstgriff, ihren Busen zu entschleiern und dadurch die Richter zu entwaffnen. Die Freisprechung erfolgte nicht kraft der magischen Gewalt der nackten Schönheit, sondern Dank der meisterlichen Handbewegung des Advokaten.

Der Kunstwert der Venus von Milo gründet sich wesentlich darauf, daß ein weises und gütiges Schicksal dem Bildwerk beide Arme fortgestrichen hat. Ebenso verdankt Euripides seinen Ruhm wesentlich dem Umstand, daß mehrere Dutzende seiner Tragödien verloren gegangen sind.

Eine andere Neuschöpfung erlebt ihre Uraufführung. Im Urteil lesen wir: „Das Werk ist leider nicht sehr tief." Wie nun aber, wenn der Verfasser mit aller Kunstabsicht gar nicht tief sein wollte? Wenn der Wert dieses Werkes durchaus auf den Oberflächenreiz gestellt wäre? Oder auf irgendeine andere Qualität, die sich dem Maß nach Tiefe, Volumen, Kraftbedeutung entzieht? Legen wir den Maßstab dennoch an, so vergleichen wir Unvergleichbares, und im Filtrierverfahren ergeben sich die formal richtigen und trotzdem bedenklichen Nebenurteile:

Wir erwarteten einen Kondor und haben leider nur eine trillernde Lerche wahrgenommen.

Wenn du eine Rose schaust, bestelle ihr einen Gruß vom Rezensenten und sage ihr, daß sie leider niemals den Nährwert der Brattartoffel erreicht.

Das Blinken in den Gräsern der Nacht darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß ein Tautropfen niemals die Fülle und Tiefe aufweist wie ein Liter Bier im Maßkrug.

Ach, was ist doch die ganze Planimetrie mit ihren zweidimensionalen Lehrsätzen für eine „flache" Wissenschaft!

Kein Gemälde von Raffael kann sich mit irgend einem Stereoskopenbild messen, denn dieses zeigt uns auch die Erstreckung in eine optische Tiefe, die dem Raffael versagt bleibt.

Wir lesen: „Dieses im musikalischen Kern nicht sonderlich interessante Orchesterwerk fesselt durch seine vorzügliche Instrumentation." Und wir ergänzen:

Ein lukullisches Mahl! Auf die Tafel kam zwar nur ein einziges, geschmackloses Gericht, aber dieses wurde auf gediegenem Silber serviert.

Er steckte sich eine Zigarre an, deren Buchenlaubblätter entsetzlich stanken. Aber sie war tadellos gewickelt und ersetzte sonach dem Raucher eine echte Havanna.

Die Banknote erwies sich als wertloses Falsifikat. Allein sie war in Druck und Ausstattung so vorzüglich, daß der Besitzer seine helle Freude daran hatte.

Welch ein prachtvolles Rennpferd, dieser Hengst! Er landet zwar bei jedem Wettlauf als letzter, allein sein Jockey trägt die hübscheste Jacke! — — — —

Der Vordersatz lobt irgendein Tonstück, der Nachsatz bringt den tadelnden Vermerk: „Es paßte aber nicht in den Rahmen des Programms." Wen oder was soll der Tadel treffen? War das Werk wirklich wertvoll, dann um so schlimmer für das Programm, wenn es nicht paßte. In jener stehenden Redensart steckt die Ueberordnung des Rahmens über den Inhalt, und ebenso statthaft wäre es, zu sagen:

Die mitfahrende Dame war sehr schön, allein sie paßte nicht in den Omnibus, der durch ihre Anwesenheit verunstaltet wurde.

Der Vesuv paßt nicht zu den Makaronibuden, die das südliche Landschaftsbild umrahmen.

Bei aller Hochachtung vor Swift kommen wir nicht darüber hinweg, daß seine großangelegte Figur des Gulliver in den Rahmen von Lilliput absolut nicht hineinpaßt. Aehnlich hat sich schon Homer im zweiten Gesang der Ilias vergriffen: Die Heldengestalt des Odysseus paßt durchaus nicht zum Thersites.

Die Neuzeit erhebt mit Recht den Anspruch, als das Zeitalter der großen Erfindungen zu gelten. Dies hätte Guttenberg berücksichtigen müssen: seine Erfindung des Buchdrucks, 1436, paßt nicht ins dunkle Mittelalter.

Ich könnte hinzufügen, daß mir selbst als tätigem Mitglied der rezensierenden Gilde derartige im Schnellbetrieb bewährte Wendungen zu unzähligen[illegible] len aus der Feder geflossen sind. [illegible] terlasse es indes, mich hier eigen[illegible] festzunageln, denn ein solches Sch[illegible] kenntnis würde keineswegs „in den[illegible] men dieser Erörterung passen".

„Ich streike!"

Ein altes Märchen in neuer Gestalt.

Es war Anmal ein Fischer, und dem ging es nicht besonders gut. Eines Tages nun fing er einen Fisch, der war weit von Rußland herübergeschwommen, und der sprach zu ihm: „Ich bin ein bolschewistischer Fisch, und ich will dir das Geheimnis verraten, wie alle deine Wünsche in Erfüllung gehen." Und flüsterte es ihm ins Ohr. (Er soll ihm auch noch 300 Mark in bar geschenkt haben, aber das kann ich nicht beschwören.)

Am nächsten Tag ging der Fischer vor das Regierungsgebäude und schrie: „Ich will für jeden gefangenen Fisch fünfzig Mark haben, oder ich streike!"

Und wie es der Fisch prophezeit hatte: des Fischers Wunsch ging in Erfüllung.

Der Fischer ward bald wieder unzufrieden, ging abermals vor das Regierungsgebäude und schrie: „Ich will für jeden Fisch hundert Mark haben und außerdem will ich am Tage nur noch drei Stunden fischen, oder ich streike!"

Und siehe, auch dieser Wunsch wurde ihm erfüllt.

Wie es aber so geht, je mehr der Mensch hat, desto mehr will er. Und so ging der Fischer neuerdings vor das Regierungsgebäude und schrie: „Ich will überhaupt nicht mehr fischen, sondern Ihr müßt mir für jeden Fisch, den ich nicht fange, zweihundert Mark geben!"

Da erbebte das Regierungsgebäude in allen Fugen, ein furchtbarer Donnerschlag erscholl, der Himmel verdunkelte sich.

Und als es wieder hell ward, da war nicht nur das Regierungsgebäude eingestürzt, nicht nur sämtliche Paläste, sondern auch alle Fischerhütten und Arbeiterwohnungen. Und das ganze Land war pleite.

Der bolschewistische Fisch aber war schon längst fortgeschwommen — Gott weiß, wohin.

Garantie.

Schulzes haben beschlossen,
Teil ihres Geldes in einem fabel[illegible]
Zobelpelz für Frau Schulze
legen.

Man begibt sich zu einem Pelz[illegible]
ler, findet nach endlosem Suche[illegible]
passendes Pelzfutteral für Madam[illegible]
fängt nun an, den Pelzhändler mit[illegible]
gen zu bestürmen. Denn für so viel[illegible]
da will man doch sicher gehen.

Was ist also, wenn der Pelz m[illegible]
wird? Wird er das aushalten?
er auch nicht verderben?"

Da reißt dem Verkäufer die G[illegible]
„Da müssen Sie's machen wi[illegible]
Jobel — gnädige Frau — die
auch immer einen Regenschirm mi[illegible]

Die Kunst.

Die folgenden Verse sandte L[illegible] Doczi, der deutsch-ungarische D[illegible] am Tage nach einer am Budapeste[illegible] maligen königlichen Opernhause [illegible] gehabten Galavorstellung, in w[illegible] Frau Sigrid Arnoldson als Gast [illegible] nods Margarete sang, nebst [illegible] Strauß Rosen der „schwedischen [illegible] tigall":

Als Gott die reiche Welt geschaffe[illegible]
Mit Engelsgesichtern und grinse[illegible]
Affen,
Mit Schön und Häßlich, mit D[illegible]
und Klu[illegible]
Da fand er am Sabbath, es fe[illegible]
genug.
Und er gab der Natur aus unend[illegible]
Räumen
Die Gabe, von sich selbst zu tr[illegible]
Nach freierem Gesetz, an loserem
Sich selbst zu erblicken in gold[illegible]
Spiegel.
Die Gabe, das Letzte der himm[illegible]
Gunst.
Sollt Ihr nicht beflecken. Es [illegible]
Kunst.

In Verehrung und Bewund[illegible]
Ludwig Doczi.